

gebrauchte!«, habe er damals allen eingetrichtert, denn es kursierten Krankheiten wie HIV und Hepatitis, die die Negativspirale verstärkten.

Ergänzt wurden dieses und später gegründete Drop-ins durch eine ärztliche Equipe, die im Falle einer Überdosis oder anderen suchtbedingten Notfällen schnell vor Ort sein konnte. »Ich war damals selbst oft aktiv im Notfalldienst, sah, was auf der Gasse los war.« Dieses Wissen war dem Psychiater wichtig. Vom Bürostuhl aus neue Konzepte zu schreiben entsprach nicht seiner Vorstellung, diesen Problemen zu begegnen. Uchtenhagen wollte Lösungen finden, den Ausstieg ermöglichen oder zumindest das Elend begrenzen. Bald lag dafür der offizielle Auftrag der Schweizer Regierung auf seinem Arbeitstisch. Die sozialen Einrichtungen waren überfordert, die Not war groß, die Lage auf Hotspots wie dem Stadtzürcher Platzspitz und dem Bahnhof Letten spitzte sich dramatisch zu. »Diese Ansammlung von verwaehrlosten, drogensüchtigen Menschen war ein Dorn in den Augen mancher politischen Instanzen.«

Uchtenhagens Blick ist klar, die Worte sorgfältig gewählt. »Die Psychiatrischen Einrichtungen wollten keine Drögeler aufnehmen, sie hatten Angst. Einerseits fehlte es dort an Ressourcen für eine passende therapeutische Begleitung, andererseits war da die Sorge, die Suchtkranken könnten Drogen einschmuggeln und die anderen Patienten und Patientinnen zum Drogenkonsum animieren.« Pragmatische Lösungen waren gefragt; der Sozialpsychiater nahm die Sache in die Hand, gründete Kliniken und betreute Wohngemeinschaften, in denen Suchtkranke die notwendige Unterstützung erhalten sollten. Zwar entlasteten diese Angebote die Kliniken, aber die Not blieb. Der Platzspitz und der ehemalige Bahnhof Letten waren weiterhin eine Misere, es brauchte mehr.

Er lässt den Blick über die unzähligen Bilder schweifen, die um ihn herum in seinem Atelier mit den Farben spielen. Heute stellt Uchtenhagen seine Gemälde in Galerien aus, damals war seine Zeit zu malen sehr begrenzt. »Ich arbeitete Nächte durch, um Lösungen zu finden, neue Ansätze massentauglich zu machen. Diese vielen Begegnungen mit suchtkranken Menschen haben mich geprägt.« Er seufzt, hält kurz inne. »So viele, die aufgehört haben und wieder rückfällig geworden sind.«

Niederschwellige Angebote gab es bereits, ebenfalls stationäre Therapieangebote und Präventivmaßnahmen. Mit der kontrollierten Abgabe von Drogenersatzmitteln, sogenannten Substituten, sollte eine weitere Lücke geschlossen werden. »Das Anliegen war, dass suchtkranke Menschen durch die substituierte Therapie nicht verwaehrlosen.« Es sollte neben den anderen Maßnahmen eine Therapieform aufgebaut werden, die die Integration in die Gesellschaft möglich macht. »Suchtkranken Menschen ist eher möglich, im Alltag weiter zu funktionieren, wenn der Beschaffungsstress wegfällt. Und im besten Fall wird die Hürde von der Sucht in ein suchtfreies Dasein kleiner.«

Die kontrollierte heroingestützte Behandlung für jene, die mit einer Substitution nicht auf illegalen Stoff verzichten lernten, das war ein Novum und gleichzeitig eine Chance, die die Stadt Zürich ausloten wollte. »Das erklärte Ziel blieb dabei aber immer dasselbe: Alle, die ohne Suchtmittel leben wollen, sollen auf die für sie passende Art

und Weise dabei unterstützt werden. Wer das nicht schafft, soll Hilfe erhalten, um nicht durch die Suchtmittel geschädigt zu werden.«

»Für mich war das natürlich eine großartige Sache, diese Pilotprojekte durchzuführen und wissenschaftlich auszuwerten.« Der Akademiker nahm den Auftrag ernst, legte Ergebnisse vor, die aufhorchen ließen. »Was aber für mich als Fachperson wichtiger war als das spannende Forschungsprojekt, war das Sehnen dieser Menschen nach einem unbeschwerten Leben. Das zu sehen, trieb mich unablässig an.«

Gründe für eine Sucht gebe es viele, immer schon. Im Rahmen einer Nationalfondsstudie begleitete Uchtenhagen hierzu heroinsüchtige Jugendliche und junge Erwachsene aus ambulanten und stationären Therapieeinrichtungen sowie Strafanstalten über sechs Jahre hinweg. Diese verglich er mit einer Gruppe Gleichaltriger, die nicht süchtig waren. »Es zeigte sich schnell, dass die Belastungen bei denen, die im Heroin gelandet sind, zusätzlich zu den Anforderungen des Erwachsenwerdens größer waren. Überdurchschnittlich oft kamen sie aus kaputten Familien, hatten geschiedene Eltern, Alkohol war ein Thema. Sie hatten keine Unterstützung bei der eigenen Entwicklung, konnten persönliche Krisen emotional schlecht meistern, sie hatten keine Ressourcen dafür.« Fehlende Zuneigung, die sich in mangelndem Selbstbewusstsein bündelte. »Die Sehnsucht hinter der Sucht zeigte sich sehr deutlich.«

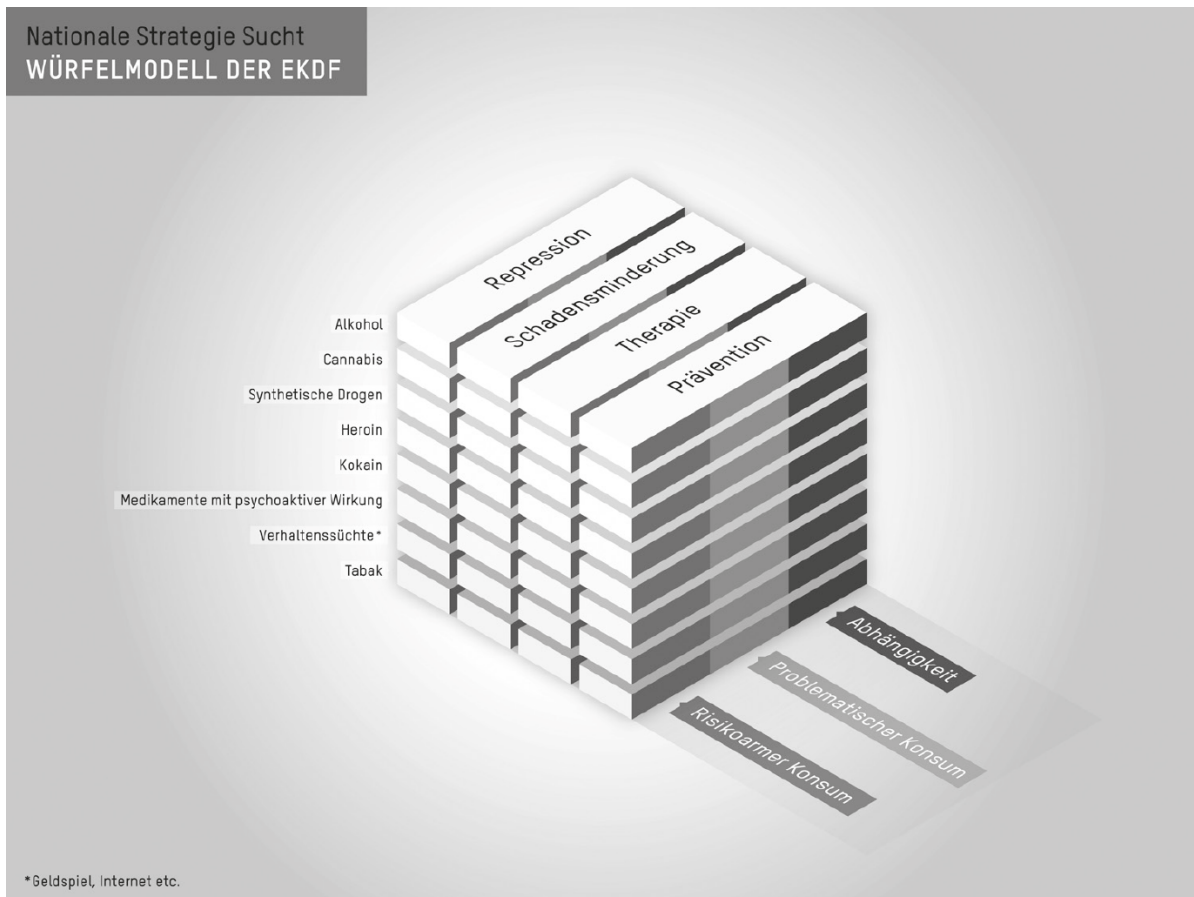


Abbildung: Die Schweizer Suchtpolitik baut auf den vier Säulen Prävention, Therapie, Schadensminderung und Repression auf. Von der Eidgenössischen Kommission für Drogenfragen (EKDF) wurden im Vier-Säulen-Modell alle illegalen und legalen psychoaktiven Substanzen integriert und mit den drei Ebenen »risikoarmer Konsum«, »problematischer Konsum« und »Abhängigkeit« zum »Würfelmodell« ergänzt. Das ermöglicht, die Maßnahmen auf die jeweilige Substanz abzustimmen, die Suchtpolitik präziser zu analysieren und Behandlungslücken aufzudecken.

© Bundesamt für Gesundheit BAG

Klar war ihm als Psychiater immer: Die Gründe für die Sucht sind so vielfältig, dass sie auch entsprechend individuell behandelt werden muss. »Dazu brauchte es ein passend breites Behandlungsspektrum.« Die daraus resultierenden Forschungsergebnisse von Pilotprojekten und diversen Studien aus dem In- und Ausland bewirkten langsam, aber stetig auch ein politisches Umdenken. »Zwar gab es Gegenwind von Rechtsaußen, auch aus einigen Fachkreisen wurde meine Arbeit kritisiert, wir konnten aber belegen, dass die Nutzung der personellen und finanziellen Ressourcen auf diese Weise am besten gelingt.«

Einen weiteren Aspekt brachte die damalige Stadträtin Emilie Lieberherr, Vorsteherin des Sozialdepartements, in die politische Diskussion ein. »Wir waren überzeugt, dass den Leuten mit einem Verbot nicht geholfen ist.« Der Konsum illegaler Drogen wurde anfangs der 1990er-Jahre noch immer als Straftat geahndet. Dass ein Verbot im Umgang mit der Suchtproblematik keine Besserung bringt, sah auch der damalige Zürcher Stadtpräsident Josef Estermann so. Er ließ Lieberherr, von Ambros Uchtenhagen als Suchtspezialist begleitet, bei Bundesrat Flavio Cotti vorsprechen. »Er hatte ein offenes Ohr für unser Anliegen.« Uchtenhagen lächelt, ein Erfolg im Sinne seiner langjährigen Arbeit. Dieser Tag im Jahr 1992 ebnete den Weg dafür, Drogen in der Schweiz fortan auf vier Ebenen zu begegnen: Prävention, Therapie, Schadensminderung und Repression.

»Es wurde eine Verfügung für das Vier-Säulen-Modell gesprochen, vorerst ohne gesetzliche Grundlage.« Uchtenhagen gibt dem Satz mit einem ernsten Unterton Gewicht und fügt an: »Dies im Wissen, dass eine Vernehmlassung bei Kantonen und Parlament zu diesem Zeitpunkt schwierig gewesen wäre.« Für die Durchsetzung war Ruth Dreifuss als Nachfolgerin von Innenminister Cotti nach ihrer Wahl zuständig. Die Worte für sie sind klar von Anerkennung geprägt. »Sie hat diese neue Form der Suchtpolitik in unglaublich akzeptabler, positiver Form umgesetzt.« Schließlich wurde die Vier-Säulen-Politik 2008 mit der Revision des Betäubungsmittelgesetzes von 1952 von der Stimmbevölkerung mit 68% angenommen und dadurch auch gesetzlich verankert. Es wurde gefestigt, was über Jahre schon praktiziert wurde.

Seine Ziele im Suchtbereich hätten immer gestimmt, im Detail habe er immer wieder lernen müssen, bilanziert Ambros Uchtenhagen. »Der Ausstieg aus der Sucht ist und bleibt ein anspruchsvoller Kampf.« Ein Kampf, den er in seinem Leben unzählige Male mitausgefochten hat. Diese jahrelange Auseinandersetzung hat für ihn die

Sehnsucht hinter der Sucht ein bisschen fassbarer gemacht. »Es ist dieses Sehnen nach Zuneigung, nach Wärme, eine Sehnsucht, den eigenen Selbstwert zu heben.« Das sei aber nur ein Teil. »Entscheidend ist: Es gibt geheilte Süchtige. Sie alle haben diesen Kern in sich gefunden: Ich will das nicht mehr, ich muss das schaffen.« Menschen, die vielleicht gerade auch durch die für sie stimmige Therapieform dieses Selbstvertrauen entwickeln konnten; die dadurch den Weg aus der Sucht gesucht und gefunden haben.

Gelegentlich rufen ihn heute noch ehemalige Patienten und Patientinnen an. Personen, die schon jahrelang suchtfrei sind und damals bei ihrem Ausstieg therapeutisch von Ambros Uchtenhagen begleitet worden waren. Er schmunzelt, blickt auf. »Manchmal habe ich das Gefühl, sie möchten sich absichern.« Absichern? »Dass ich immer noch zur Stelle wäre, sollten sie in Schwierigkeiten geraten.«

Jeannine^{31 Jahre}

